



C. S. LEWIS

Überrascht  
von  
Freude

Eine Autobiografie

BRUNNEN

C. S. Lewis

# Überrascht von Freude

C. S. Lewis  
Überrascht von Freude  
304 Seiten, Taschenbuch, 12 x 18,6 cm  
Erscheinungsdatum: 11.12.2013  
ISBN 978-3-7655-3455-3  
Bestell-Nr. 113455  
EUR 9,99 (D) / SFr \*14,90 / EUR 10,30 (A)  
\* unverbindliche Preisempfehlung des Verlags

Titel der englischen Ausgabe  
„Surprised by Joy. The shape of my early life“  
© C. S. Lewis Pte 1955  
Aus dem Englischen neu übersetzt von  
Christian Rendel



© der deutschen Ausgabe:  
R. Brockhaus Verlag, Wuppertal und Zürich

6. Taschenbuch-Lizenzausgabe  
2014 Brunnen Verlag Gießen  
© der Übersetzung:  
1992 Brunnen Verlag Gießen  
Umschlaggestaltung: Ralf Simon  
Satz: DTP Brunnen  
Herstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
ISBN 978-3-7655-3455-3

## ERSTES KAPITEL

# Die ersten Jahre

*Glücklich, doch für solch Glück  
zu schlecht geschützt.*

*Milton*

Ich wurde im Winter 1898 in Belfast als Sohn eines Rechtsanwalts und einer Pfarrerstochter geboren. Meine Eltern hatten nur zwei Kinder, beides Söhne, und ich war der um drei Jahre jüngere.

Unsere Prägung war von zwei sehr verschiedenen Zügen bestimmt. Mein Vater gehörte zur ersten Generation in seiner Familie, die den akademischen Stand erreichte. Sein Großvater war ein walisischer Bauer gewesen; sein Vater, ein Selfmademan, hatte als Arbeiter angefangen, war dann nach Irland ausgewandert und wurde schließlich Teilhaber der Firma Macilwaine und Lewis, „Kesselmacher, Ingenieure und Eisenschiffsbauer“.

Meine Mutter war eine Hamilton und hatte viele Generationen von Pfarrern, Anwälten, Seeleuten und dergleichen hinter sich; mütterlicherseits, durch die Warrens, ging ihre Linie bis auf einen normannischen Ritter zurück, dessen Gebeine in der Battie Abbey liegen.

Dem Temperament nach waren die beiden Familien, von denen ich abstamme, ebenso verschieden voneinander wie nach ihrem Ursprung. Die Verwandten meines Vaters waren echte Waliser, sentimental, leidenschaftlich und wortgewaltig, zu Zorn und Milde gleichermaßen

leicht zu bewegen; Menschen, die viel lachten und viel weinten und nicht viel Talent zum Glücklichsein besaßen.

Die Hamiltons waren von kühlerer Art. Ihr Denken war von Urteilsvermögen und Sinn für Ironie geprägt, und das Talent zum Glücklichsein hatten sie in reichem Maß – sie gingen geradewegs darauf zu wie erfahrene Reisende auf die besten Plätze in einem Zug.

Schon in meinen ersten Lebensjahren war ich mir des lebhaften Gegensatzes zwischen der heiteren und gelassenen Zuneigung meiner Mutter und den Höhen und Tiefen im Gefühlsleben meines Vaters bewusst, und dies erzeugte in mir, lange bevor ich alt genug war, dem einen Namen zu geben, ein gewisses Misstrauen oder eine Abneigung gegen Emotionen als etwas Unangenehmes, Peinliches, ja Gefährliches.

Nach den Maßstäben jener Zeit und Gegend waren meine Eltern beide belesene oder „kluge“ Leute. Meine Mutter war in ihrer Jugend eine vielversprechende Mathematikerin gewesen und hatte sich am Queens College in Belfast den Grad eines B. A. erworben; und bevor sie starb, konnte sie mir noch meinen ersten Unterricht in Französisch und Latein erteilen. Sie war eine unersättliche Leserin guter Romane und ich glaube, die Merediths und Tolstois, die ich geerbt habe, waren für sie angeschafft worden.

Mein Vater hatte ganz andere Vorlieben. Seine Schwäche war die Redekunst, als junger Mann hatte er selbst vor politischen Kreisen in England gesprochen. Wäre er finanziell unabhängig gewesen, er hätte sicherlich eine politische Laufbahn angestrebt. Er wäre wahrscheinlich sogar erfolgreich gewesen – es sei denn, sein Sinn für Ehrenhaftigkeit,

der so fein war, dass es ans Quijotehafte grenzte, hätte ihn unlenkbar gemacht – denn er besaß viele der Gaben, die ein Parlamentarier früher brauchte: ein ansprechendes Äußeres, eine volltönende Stimme, eine beträchtliche Geistesgegenwart, Wortgewandtheit und ein gutes Gedächtnis. Trollopes politische Romane liebte er sehr; heute nehme ich an, dass er stellvertretend seine eigenen Sehnsüchte erfüllte, indem er der Laufbahn des Phineas Finn folgte. Er schätzte Lyrik, soweit sie rhetorische oder pathetische Elemente oder beides aufwies; *Othello*, glaube ich, war sein Lieblingsstück von Shakespeare.

An humoristischen Autoren von Dickens bis W. W. Jacobs hatte er fast durchweg große Freude; und er war selbst beinahe konkurrenzlos der beste Geschichten-erzähler, den ich je gehört habe; jedenfalls der beste von seiner Art, der Art nämlich, die alle Figuren abwechselnd durch reichlichen Einsatz von Grimassen, Gesten und Pantomime darstellt. Das größte Vergnügen für ihn war es, wenn er sich für ein Stündchen mit einem oder zwei meiner Onkel in ein Zimmer zurückziehen und Anekdoten mit ihnen austauschen konnte.

Freilich hatten weder er noch meine Mutter auch nur das Geringste für die Art Literatur übrig, der ich mich verschrieb, kaum dass ich mir meine Bücher selbst aussuchen konnte. Keiner von ihnen hatte je auf den Klang der Hörner aus Elfenland gelauscht. Es gab kein Exemplar von Keats oder Shelley im Haus, und was von Coleridge vorhanden war, wurde, soviel ich weiß, niemals aufgeschlagen. Wenn ich also ein Romantiker bin, tragen meine Eltern keine Schuld daran. Tennyson freilich schätzte mein Vater, aber nur den Tennyson von *In Memoriam*

und *Locksley Hall*. Über die *Lotus Eaters* oder den *Morte d'Arthur* habe ich von ihm nie ein Wort gehört. Meine Mutter hatte, wie man mir sagte, für Lyrik überhaupt keinen Sinn.

Zusätzlich zu guten Eltern, gutem Essen und einem Garten (der mir damals riesengroß erschien), in dem ich spielen konnte, genoss ich zu Beginn meines Lebens noch zwei weitere Segnungen. Eine davon war unser Kindermädchen Lizzie Endicott, an der selbst die unbestechliche Erinnerung der Kindheit keinen Makel entdecken kann – nichts als Freundlichkeit, Fröhlichkeit und gesunden Menschenverstand. Diesen Unsinn mit den vornehmen „Kinderfräulein“ gab es damals noch nicht. Durch Lizzie konnten wir unsere Wurzeln im Landvolk von County Down schlagen. Dadurch gingen wir in zwei ganz verschiedenen sozialen Sphären ein und aus. Diesem Umstand verdanke ich meine lebenslange Immunität gegen die bisweilen anzutreffende Gleichsetzung von Kultiviertheit mit Tugend. Noch bevor mein Erinnerungsvermögen einsetzte, hatte ich begriffen, dass man bestimmte Scherze mit Lizzie machen konnte, die im Wohnzimmer völlig fehl am Platze waren; und ebenso, dass Lizzie, soweit das einem Menschen möglich ist, schlicht und einfach gut war.

Der andere Segen war mein Bruder. Obwohl er drei Jahre älter war als ich, erschien er mir nie wie ein großer Bruder; wir waren von Anfang an Verbündete. Dennoch waren wir sehr verschieden. Unsere frühesten Bilder (und ich kann mich an keine Zeit erinnern, in der wir nicht unausgesetzt gemalt und gezeichnet hätten) bringen es an den Tag. Er zeichnete Schiffe, Züge und Schlachten; ich dagegen zeichnete, wenn ich ihn nicht gerade nachahm-

te, das, was wir beide „Tiere in Kleidern“ nannten – die anthropomorphen Tiere der Kinderliteratur. Seine erste Geschichte – als der Ältere ging er vor mir vom Zeichnen zum Schreiben über – trug den Titel *Der junge Radscha*. Schon damals hatte er Indien zu „seinem“ Land gemacht; das meine war „Tierland“.

Ich glaube nicht, dass unter den heute noch existierenden Zeichnungen welche sind, die aus den hier geschilderten ersten sechs Jahren meines Lebens stammen, doch ich habe eine Menge, die nicht viel jünger sein können. Nach ihnen zu urteilen, scheint mir, dass ich der Begabtere von uns beiden war. Schon sehr früh konnte ich Bewegung zeichnen – Figuren, die so aussahen, als liefen oder kämpften sie tatsächlich – und die Perspektive ist gut. Doch nirgends, weder in den Arbeiten meines Bruders noch in meinen eigenen, findet sich auch nur ein einziger Strich, der einer noch so rudimentären Vorstellung von Schönheit gefolgt wäre. Da sind Dramatik, Komik, Einfallsreichtum; aber ein Gefühl für Gestaltung ist nicht einmal im Keim vorhanden, und die sichtliche Unkenntnis natürlicher Formen ist erschreckend. Bäume sehen aus wie Wattebüsche, die auf Pfosten stecken, und nichts weist darauf hin, dass einer von uns die Form auch nur eines der Blätter des Gartens kannte, in dem wir täglich spielten.

Jetzt, wo ich darüber nachdenke, scheint mir, dass dieses Fehlen der Schönheit kennzeichnend für unsere Kindheit war. Kein Bild an den Wänden meines Vaterhauses zog je unsere Aufmerksamkeit auf sich – und es gab auch keines, das sie verdient hätte. Wir bekamen nie ein schönes Gebäude zu Gesicht oder ließen uns auch nur träumen, dass ein Gebäude schön sein könnte.

Meine ersten ästhetischen Erfahrungen, wenn sie denn ästhetisch waren, waren nicht von dieser Art; sie bezogen sich nicht auf die Form, sondern waren bereits unheilbar romantisch. Eines Tages in jener allerersten Zeit brachte mein Bruder den Deckel einer Keksdose ins Kinderzimmer, den er mit Moos bedeckt und mit Zweigen und Blumen geschmückt hatte, sodass daraus ein Spielzeuggarten oder ein Spielzeugwald wurde. Das war das erste Mal, dass mir Schönheit begegnete. Was der echte Garten nicht vermocht hatte, brachte der Spielzeuggarten fertig. Er machte mir die Natur bewusst – freilich nicht als Schatzkammer von Formen und Farben, sondern als etwas Kühles, Tauiges, Frisches, vor Leben Sprühendes.

Ich glaube nicht, dass mir dieser Eindruck in jenem Moment sehr wichtig war, aber in der Erinnerung gewann er bald eine große Bedeutung. Solange ich lebe, wird meine Vorstellung vom Paradies etwas von dem Spielzeuggarten meines Bruders haben.

Und jeden Tag hatten wir die „grünen Hügel“, wie wir sie nannten, vor Augen; die niedrige Linie der Castlereagh Hills, die wir vom Kinderzimmer aus sehen konnten. Sie waren nicht sehr weit weg, aber für Kinder waren sie völlig unerreichbar. Sie lehrten mich die Sehnsucht und machten mich, zum Wohl oder Wehe, bevor ich sechs Jahre alt war, zu einem andächtigen Verehrer der Blauen Blume.

Waren ästhetische Erfahrungen selten, so gab es religiöse Erfahrungen überhaupt nicht. Manche Leute haben aus meinen Büchern den Eindruck gewonnen, ich sei streng puritanisch erzogen worden, aber das ist keineswegs der Fall. Ich lernte das Übliche, wurde zum Beten angehalten und als die Zeit dafür reif war, wurde ich in die Kirche

mitgenommen. Ich nahm selbstverständlich hin, was man mir sagte, aber ich kann mich nicht erinnern, ein besonderes Interesse dafür verspürt zu haben.

Mein Vater, weit entfernt davon, besonders puritanisch zu sein, war nach den Maßstäben des neunzehnten Jahrhunderts und der Church of Ireland recht hochkirchlich eingestellt und wie bei der Literatur war auch sein Zugang zur Religion demjenigen, den ich später für mich fand, gerade entgegengesetzt. Er hatte eine spontane Freude am Reiz der Tradition und der poetischen Schönheit der Bibel und des Gebetbuchs (alles Dinge, die ich erst spät und mit Mühe schätzen lernte) und man müsste wohl lange nach einem gleichermaßen intelligenten Menschen suchen, der sich so wenig aus Metaphysik machte wie er.

Über die religiöse Einstellung meiner Mutter kann ich so gut wie nichts aus eigener Erinnerung sagen. Jedenfalls hatte meine Kindheit ganz und gar nichts Überirdisches an sich. Von dem Spielzeuggarten und den grünen Hügeln abgesehen war sie noch nicht einmal sehr fantasieanregend. In meiner Erinnerung lebt sie vornehmlich als eine Zeit alltäglichen, prosaischen Glücks und sie erweckt in mir nicht die schmerzliche Sehnsucht, mit der ich auf meine viel weniger glückliche Jugendzeit zurückblicke. Nicht das gefestigte Glück, sondern die momentane Freude ist es, die die Vergangenheit verklärt erscheinen lässt.

In diesem allgemeinen Glück gab es eine Ausnahme. Meine früheste Erinnerung ist der Schrecken gewisser Träume. Das ist ein verbreitetes Problem in diesem Alter, aber immer scheint es mir noch merkwürdig, dass sich in dem umhegten und behüteten Raum der Kindheit so oft

ein Fenster öffnet und den Blick freigibt auf etwas, das der Hölle sehr nahekommt.

Meine bösen Träume waren von zweierlei Art, nämlich Träume von Gespenstern und Träume von Insekten. Davon waren die Letzten mit Abstand die schlimmeren; noch heute würde ich lieber einem Geist begegnen als einer Tarantel. Und noch heute bin ich versucht, meine Phobie zu rationalisieren und zu rechtfertigen. Es ist wie Owen Barfield mir einmal sagte: „Das Schlimme an den Insekten ist, dass sie wie französische Lokomotiven sind – die ganze Mechanik sitzt an der Außenseite.“ *Die Mechanik* – das ist es, was mir zu schaffen macht. Ihre eckigen Gliedmaßen, ihre ruckartigen Bewegungen, ihre trockenen, metallischen Geräusche – all das lässt mich entweder an lebendig gewordene Maschinen denken oder an Lebewesen, die zu Mechanismen degeneriert sind. Man könnte hinzufügen, dass wir im Bienenstock und im Ameisenhügel die beiden Dinge voll umfassend Wirklichkeit sehen, die mancher für unsere eigene Spezies am meisten fürchtet: die Herrschaft des Weibchens und die Herrschaft des Kollektivs.

Ein Umstand im Zusammenhang mit der Geschichte dieser Phobie ist vielleicht berichtenswert. Als ich viel später, als Jugendlicher, Lubbocks *Ants, Bees, and Wasps* las, entwickelte ich für kurze Zeit ein regelrecht wissenschaftliches Interesse an Insekten. Es wurde bald von anderen Lerngebieten verdrängt; doch während meiner entomologischen Phase war meine Furcht fast verschwunden und ich neige zu der Auffassung, dass eine wirklich objektive Wissbegier stets diese reinigende Wirkung haben wird.

Ich fürchte, die Psychologen werden sich nicht damit zufriedengeben, meine Insektenangst mit dem zu erklären, was eine schlichtere Generation als ihre Ursache diagnostizieren würde – nämlich ein gewisses abscheuliches Bild in einem meiner Kinderbücher. Darin stand ein winziges Kind, eine Art Däumling, auf einem Pilz und wurde von unten her von einem Hirschkäfer bedroht, der viel größer war als es selbst. Das war schon schlimm genug; aber es kommt noch schlimmer. Die Fühler des Käfers bestanden aus separaten Pappstreifen, die an einer Nabe befestigt waren. Indem man nun einen teuflischen Mechanismus auf der Rückseite betätigte, konnte man sie dazu bringen, sich zu öffnen und zu schließen wie eine Pinzette: Schnipp-schnapp – schnipp-schnapp – ich sehe es vor Augen, während ich schreibe. Wie eine gewöhnlich so umsichtige Frau wie meine Mutter ein solches Gräu­el im Kinderzimmer dulden konnte, ist schwer zu begreifen. Es sei denn (denn jetzt regt sich ein Zweifel in mir), dieses Bild ist selbst das Produkt eines Albtraums. Aber ich glaube es nicht.

1905, in meinem siebenten Lebensjahr, fand die erste große Veränderung in meinem Leben statt. Mein Vater, dessen Wohlstand wuchs, wie ich annehme, beschloss, das halbe Doppelhaus, in dem ich geboren war, zu verlassen und sich ein viel größeres Haus zu bauen, außerhalb der Stadt, wo damals noch freies Land war. Das „neue Haus“, wie wir es noch Jahre später nannten, war selbst nach meinen heutigen Maßstäben groß; für ein Kind wirkte es weniger wie ein Haus als wie eine Stadt.

Mein Vater, der mehr Talent hatte, sich betrügen zu lassen, als irgendjemand sonst, den ich je kannte, wurde von

den Bauunternehmern nach Strich und Faden betrogen; die Rohre funktionierten nicht, die Schornsteine funktionierten nicht, in jedem Zimmer zog es.

Uns Kindern machte freilich nichts von alledem etwas aus. Für mich war das Wichtige an diesem Umzug, dass er meinen Lebensrahmen erweiterte. Das neue Haus ist fast so etwas wie eine Hauptfigur in meiner Geschichte. Ich bin ein Produkt von langen Fluren, leeren, sonnendurchfluteten Zimmern, der Stille in den oberen Räumen, den Dachbodenzimmern, die ich in Einsamkeit erforschte, des fernen Gurgelns der Wasserbehälter und Rohre und dem Geräusch des Windes unter den Dachziegeln. Und ebenso ein Produkt unendlich vieler Bücher. Mein Vater kaufte alle Bücher, die er las, und gab keines davon je wieder her. Es gab Bücher im Arbeitszimmer, Bücher im Wohnzimmer, Bücher in der Garderobe, Bücher (zwei Reihen tief) in dem großen Bücherregal auf dem Treppenabsatz, Bücher in einem der Schlafzimmer, Bücher in Stapeln so hoch wie meine Schultern auf dem Speicher, wo der Wasserbehälter war; Bücher aller Art, in denen sich jedes vorübergehende Interesse meiner Eltern spiegelte, lesbare und unlesbare, für ein Kind geeignete und ganz und gar ungeeignete. Nichts davon war mir verboten. An den schier endlosen verregneten Nachmittagen holte ich mir einen Band nach dem anderen aus den Regalen. Ich konnte stets ebenso gewiss sein, ein neues Buch zu finden, wie ein Mann, der auf einer Wiese spazieren geht, gewiss sein kann, einen neuen Grashalm zu finden. Wo all diese Bücher gewesen waren, bevor wir in das neue Haus einzogen, ist ein Problem, das mir noch nie als solches aufgefallen ist, bevor ich mich da-

ran machte, diesen Absatz zu schreiben. Ich habe keine Antwort darauf.

Draußen war „die Aussicht“, die zweifellos der Hauptgrund für die Auswahl dieses Bauplatzes gewesen war. Von unserer Haustür aus blickten wir über weite Felder auf den Belfast Lough hinab und darüber hinaus auf die lang gezogene Kette der Berge am Antrim-Ufer – Divis, Colln, Cave Hill.

Das war in den weit zurückliegenden Tagen, als Großbritannien noch der Spediteur der Welt und der Lough voller Schiffe war; sehr zur Freude von uns Jungen, besonders aber meines Bruders. Der Klang einer Dampfersirene in der Nacht beschwört für mich immer noch meine ganze Jungenzeit herauf. Hinter dem Haus, grüner, flacher und näher als die Berge von Antrim, waren die Holywood Hills, aber sie gewannen meine Aufmerksamkeit erst viel später. Was zuerst zählte, war die Aussicht nach Nordwesten; die unendlichen Sommersonnenuntergänge hinter den blauen Bergkämmen und die heimfliegenden Krähen. Mitten in diese Welt begannen die Schläge der Veränderung zu fallen.